



## PROLOG

Ich fuhr hoch, als der Polizist mich hart gegen seinen Wagen drückte. Die kalten Handschellen gruben sich in meine Handgelenke und ließen meine Finger unkontrolliert zucken. Ich konnte immer noch den Geruch von verbranntem Holz an meinem Hoodie riechen und erschauerte bei dem Gedanken an den Grund, warum ich mich in dieser Situation befand.

»Wir haben deinen Vater kontaktiert. Er sollte jeden Moment hier sein. Ich würde dir raten, nichts zu sagen«, murmelte er hinter mir. Ich schüttelte den Kopf. Natürlich wäre ich nicht so dumm, ihnen irgendwelche Details über diese Nacht zu erzählen.

Heute hatte ich mein Schicksal besiegelt. Ich wusste, dass ich höchstwahrscheinlich im Jugendgefängnis landen würde. Kam man mit zwanzig überhaupt noch ins Jugendgefängnis?

*Nein, ich glaube nicht.*

Nicht einmal mein Vater konnte mich aus dieser Situation rausboxen.

Als ich die Augen aufschlug, sah ich unsere Nachbarin im Krankenwagen liegen. Ihre Haut war völlig verbrannt. Ich glaubte nicht, dass sie bei Bewusstsein war – zumindest waren ihre Augen geschlossen. Oder war sie tot? Hatte ich sie umgebracht? Nein, ihr Brustkorb bewegte sich unregelmäßig, aber immer noch auf und ab.

Ihre kleine Tochter saß neben ihr und wirkte ruhig, fast friedlich. Gut. Mit einem dumpfen Schlag schloss sich die Tür des Krankenwagens, und ich konnte endlich meinen Blick abwenden. Gerade als alles um mich herum still wurde, kamen zwei helle Lichter auf uns zu – das Auto meines Vaters, erkannte ich schließlich. Der Motor ging aus und er eilte in meine Richtung.

»Was zum Teufel ist hier los?« Er versuchte, sich an meine Seite zu drängen, aber der zweite Polizist hielt ihn in letzter Sekunde auf.

»Die Liste ist lang: Brandstiftung, schwere Körperverletzung, Einbruch, Widerstand gegen Vollstreckungsbeamte und Gefährdung von Minderjährigen.« Mein Vater sah mich mit seinem stechenden Blick an und suchte nach Verletzungen, die nicht da waren.

»Avery würde so etwas niemals tun. Lassen Sie sie los«, zischte er und fletschte dabei fast die Zähne. Voller Wut wollte er den bulligen Beamten neben mir wegschieben – vergeblich. Aber sein Kollege hatte recht. Ich war es gewesen. Und ich bereute es nicht. Es hatte so viel Spaß gemacht, das Gebäude einstürzen zu

lassen, mitanzusehen, wie dieses Monster fast lebendig verbrannte. Ich hatte jede Sekunde genossen.



Nervös ging ich vor dem Büro des Staatsanwalts auf und ab und wartete auf den Anwalt und meinen Vater. Natürlich rechnete ich nicht damit, glimpflich davonzukommen. Ich hatte das Haus zerstört und musste nun mit den Konsequenzen leben. Ich hoffte nur, dass meine Zellengenossin mich nicht im Schlaf umbringen würde.

Ich zuckte zusammen, als jemand die Tür aufriss und meine Begleiter mit angespannter Miene aus dem Raum traten. Mein Vater ging an mir vorbei, ohne mich zu beachten. Seit jener Nacht weigerte er sich, mit mir zu sprechen. Ich verstand es. Ich würde auch nicht mit mir reden wollen.

»Es gibt eine gute und eine schlechte Nachricht«, sagte mein Anwalt. Ich hielt mit dem glatzköpfigen Mann Schritt und beobachtete ihn aus dem Augenwinkel. »Die gute Nachricht ist, dass Sie nicht ins Gefängnis müssen.« Ich wagte nicht, mich erleichtert zu fühlen; nicht, wenn seine Stimme so klang, als würde er mir gleich mein Todesurteil verkünden. »Die schlechte Nachricht ist, dass Sie an einem speziellen Programm für problematische Teenager teilnehmen müssen. Ein Internat, wenn Sie so wollen.«

Ein Internat? Ich hatte bereits die Highschool abgeschlossen und war sogar ein Jahr lang aufs College

gegangen, bevor ich es wieder abgebrochen hatte. Was zum Teufel sollte ich in einem Internat voller Kinder machen, die wer weiß was getan haben?

»Mathe zur Bekämpfung von Verbrechen, nehme ich an?«, scherzte ich. Mein Anwalt kicherte kaum hörbar. »Ja, sowas in der Art. Wenn Sie sich benehmen, kommen Sie in einem Jahr raus. Es hat Ihren Vater ein Vermögen gekostet, Sie vor dem Gefängnis zu bewahren. Vergessen Sie das nie.« Schuldgefühle machten sich in meiner Brust breit, als ich daran dachte, wie er sich gefühlt haben musste. Wenn er nur den wahren Grund für mein Handeln wüsste ...

Ich seufzte. »Dann also ein Internat.« Nur ein Jahr, was sollte schon passieren?



## KAPITEL I

Ich sah meinem Vater nach, als er vom Internatsgelände wegfuhr, ohne mir einen letzten Blick zu schenken. Dafür, dass es schon Anfang Oktober war, war das Wetter noch recht mild. Einzelne Sonnenstrahlen drangen durch die Wolkendecke und wärmten mein Gesicht. Es roch nach frisch gemähtem Rasen und Blumen, die nirgends zu sehen waren.

So friedlich es draußen aussah, so unheimlich wirkte das Hauptgebäude. Die steinerne Fassade war dunkel und mit Moos bewachsen, und an jeder Ecke standen ein paar düster aussehende Statuen in Engelsform. Von diesem Ort ging eine dunkle Aura aus. Ich konnte einfach nicht sagen, ob es mich faszinierte oder abstieß.

Ich zog meine Zigarettenschachtel aus der Manteltasche und zündete mir eine an. Wer wusste schon, ob sie meine Sachen konfiszieren würden. Ich wollte

meine letzten freien Minuten genießen, bevor ich das Versuchskaninchen für ihr neues Projekt wurde.

Der vertraute Geschmack von verbranntem Tabak breitete sich in meinem Mund aus. Ich musste fast lächeln, als ich an den Grund dachte, weswegen ich auf ihrem Gelände stand und den schicken Eingang mit den verschnörkelten Holzelementen betrachtete. Es war mir egal, ob alle hier über mich urteilen würden, ob sie mich für eine skrupellose Verbrecherin halten würden. Ich war es ohnehin gewohnt, keine Freunde zu haben, also begrüßte ich die Tatsache, dass ich ein Jahr lang meine Ruhe hatte.

Mit einem Seufzer ließ ich die Kippe fallen und schleppte das Gepäck zum Eingang. Ehe meine Fingerknöchel die klobige Tür berühren konnten, öffnete sie eine große Frau mit blassem Gesicht und strenger Miene. Ich trat einen Schritt zurück und musterte sie von oben bis unten, was ihr offenbar missfiel.

»Avery James?«, fragte sie trocken.

»Ja. Sie müssen die Direktorin sein, richtig?« Sie nickte mir nur kurz zu, bevor sie die Tür aufhielt, sodass ich eintreten konnte.

Der Anblick machte mich fast sprachlos. Das gesamte Mobiliar war in dunklen Holztönen gehalten. Wohin man sich auch wandte, strotzte es nur so vor Geschichte und Kultur. Gemälde, Bücher – ich wusste gar nicht, wo ich zuerst hinschauen sollte. Ein paar Schritte weiter erstreckte sich vor mir ein riesiger Gemeinschaftsraum, der mit Sofas und Tischen ausgestattet war. Es gab sogar einen echten Kamin und einen teuer aussehenden Kronleuchter, welcher gedämpftes

Licht in den offenen Raum warf. Es sah gemütlich und gruselig zugleich aus.

»Sind Sie sicher, dass ich hier richtig bin? Dieser Ort sieht nicht gerade wie ein Undercover-Gefängnis für rebellische Kinder aus.« Die Direktorin ging weiter und ließ mir keine Zeit, anzuhalten und meine Umgebung zu beäugen.

»Wir haben dieses Programm ins Leben gerufen, um jungen Menschen eine neue Lebensperspektive zu geben, nicht, um sie einzusperren. Aber wer sich nicht an unsere Regeln hält, das Lehrpersonal nicht respektiert oder anderen Schülern Schaden zufügt, wird bestraft oder zurück nach Hause geschickt, wo man sich erneut dem Gericht stellen kann.«

Ich folgte ihr eine Weile, bis wir in einen breiteren und besser beleuchteten Flur einbogen und in ihrem Büro verschwanden. Meine Finger zuckten vom Tragen des schweren Gepäcks und ich steckte die Hände in die Taschen meines Mantels.

Sie gab mir ein Zeichen, mich zu setzen, und ich folgte ihrer Aufforderung, dankbar für die Pause, denn meine Beine schmerzten allein schon von der kurzen Strecke.

»Das ist eine Mappe mit allen Informationen, die Sie für Ihre Zeit hier brauchen. Hier finden Sie auch die Hausordnung.« Sie deutete auf das oberste Blatt. Ich las mir die Seite durch. Kein Alkohol, keine Drogen – klar. Aber kein Telefon oder Fernsehen?

»Wie kann ich meinen Vater kontaktieren?«, fragte ich fast schon zu laut und Panik stieg in mir auf.

Sie holte ein Gerät aus einer ihrer Schubladen, das

stark nach einem großen Handy oder einem kleinen Tablet aussah.

»Ein Ersatz. Es ist so programmiert, dass Sie einmal in der Woche zu Hause anrufen können. Wir werden Ihnen sogar die soziale Plattform des Internats zur Verfügung stellen. Jeder Schüler hat ein Profil, über das er mit anderen und gegebenenfalls auch mit den Lehrkräften kommunizieren kann. Aber wenn unser guter Wille ausgenutzt wird, verliert man dieses Privileg.« Ich nickte, dankbar für die Möglichkeit, mit ihm zu sprechen, nun ja ... eines Tages. »Das ist Ihr Stundenplan, der auf Ihre Kenntnisse und Bedürfnisse zugeschnitten ist. Da Sie bereits einen Monat verpasst haben, wird Ihnen ein Tutor zur Seite gestellt, den Sie ein paar Mal die Woche treffen werden.«

Ein Tutor? Das musste ein schlechter Scherz sein. Es reichte nicht, dass ich ein Jahr in diesem hübschen Gefängnis verbringen musste. Nein, die wenige freie Zeit, die ich noch hatte, sollte ich mit einem anderen Professor verbringen.

»Danke«, war das Einzige, das ich herausbekam. Sie nickte kurz, konnte sich nicht einmal zu einem kleinen Lächeln durchringen. Die Direktorin, so stellte ich fest, war jemand, den man nicht provozieren sollte. Ich fragte mich nur, was wohl hinter ihrer strengen Fassade steckte.

»Also gut. Da wir diese Dinge geklärt haben, schicke ich Sie zur Krankenschwester, die einen Gesundheitscheck macht und einige Bluttests durchführen lässt. Das ist eine Standardprozedur. Danach können Sie auf Ihr Zimmer im Westflügel gehen.

Dort sind die Mädchen untergebracht. Ihre Zimmergenossin wird Ihnen den Rest zeigen.«

Ich schaute auf den Grundrissplan. *Bei all den Windungen würde ich mich bestimmt zehnmal verirren*, dachte ich mir.

Die Direktorin erhob sich und reichte mir zum Abschied die Hand. Ich erwiderte die Geste und übte gerade genug Druck aus, um sie wissen zu lassen, dass ihre kalte Art mich nicht einschüchterte. »Eine letzte Bemerkung, Miss James: Ich erwarte, dass Sie sich von Ihrer besten Seite zeigen. Meine Augen und Ohren sind überall.«

Ich schenkte ihr ein Lächeln, das meine Augen nicht erreichte.

»Darauf wette ich.« Damit überließ ich ihr mein Handy und meine Zigarettenschachtel und verschwand durch die Holztür.



Verschwitz und außer Atem erreichte ich endlich mein Zimmer. Wie schon befürchtet, musste ich mich ein paar Mal im Kreis drehen, bis ich den Westflügel gefunden hatte. Ich konnte die Eleganz dieses Ortes immer noch nicht fassen. Trotz seiner Dunkelheit lauerte in jeder Ecke der Beigeschmack der puren Verführung und Dekadenz. Egal wohin man sah, waren überall antike Wandteppiche, Vitrinen und Ölgemälde längst vergessener Maler. Ich war wie ein Fisch ohne

Wasser, passte so wenig hierher wie wahrscheinlich der Großteil der Schüler.

Mit geradem Rücken betrat ich das Zimmer, das für die nächsten 365 Tage mein Zuhause sein würde. Ich hatte keinen Wunsch nach einer Zimmergenossin, sondern zog es vor, allein zu sein. Viel zu viel Enttäuschung haftete an meinem Herzen, als dass ich mich hätte öffnen können. Vielleicht *wollte* ich mich auch gar nicht öffnen. Wahrscheinlich war ich für sie ein Freak. Aber waren wir das nicht alle hier?

Ich stellte mein Gepäck neben dem freien Bett ab und sah mich um. Unser Zimmer war nicht geräumig, aber es hatte einen rustikalen Charme. Die Farben der Tapete waren bereits verblasst, sodass nur eine vage Erinnerung an die Blumen darauf übrig blieb. Die zwei ziemlich kleinen Betten, die parallel zueinander standen und durch ein großes Fenster getrennt waren, nahmen den größten Teil des Raumes ein.

*Wenigstens wäre es hier schön hell*, dachte ich mir und sah zum Fenster, durch das an sonnigen Tagen sicherlich viel Licht einfallen würde.

Anscheinend sollte ich mir den Schrank mit dem anderen Mädchen teilen, aber wenn man sich die sorgfältig gefaltete Uniform auf der Tagesdecke ansah, brauchten wir sowieso nicht viel Platz.

Mit einem Seufzer ließ ich mich auf das Bett fallen. Ein Jahr – sie würden mich schon nicht lebendig häuten. Letztendlich war ich eine Verbrecherin, genau wie sie.

Ich zuckte zusammen, als sich die Tür zum Nachbarzimmer – dem Badezimmer – öffnete. Es war so

still gewesen, dass ich niemanden hatte kommen hören.

»Oh, hallo, Anakin Skywalker«, grüßte mich ein Mädchen mit kurzen, schwarzen Haaren und markanten Zügen. Instinktiv wollte ich nach meiner Narbe greifen, hielt mich aber im letzten Moment zurück.

»Avery.«

Sie streckte mir die Hand entgegen und schenkte mir ein charmantes Lächeln, das ihre perfekten Zähne zur Geltung brachte. »Leilah«, erwiderte sie mit einem Zwinkern. »Ich hoffe, du machst jetzt keinen kalten Entzug durch, so blass, wie du bist.« Ich schüttelte den Kopf.

»Das ist also das Internat für gestörte Teenager.«

»Verrückt, oder? Obwohl du nicht wie ein Teenager aussiehst. Wie viel hat dein Vater dafür bezahlt, damit du trotzdem hierher kannst?«, fragte sie.

»Ich bin zwanzig«, erwiderte ich und rollte mit den Augen. »Und eine Menge. Du siehst auch nicht gerade wie fünfzehn aus.«

»Ich habe meine Wege.« Sie öffnete den Schrank und präsentierte mir stolz die leere Hälfte. »Ich habe das nur für dich gemacht. Normalerweise hasse ich Zimmergenossin, aber als ich deine Akte gelesen habe, bin ich neugierig geworden. Ziemlich lange Liste, ganz zu schweigen von deinem Polizeifoto. Dein Lächeln war unbezahlbar.«

Der Gedanke an diese Nacht und den Geruch erhellten meine Stimmung. Aber der Nervenkitzel, den diese Erinnerungen in mir ausgelöst hatten, wurde nur

allzu schnell von ihrer vorherigen Aussage überschattet. Sie wusste alles über mich, jedes Detail.

»Ihr könnt hier einfach so die Akten der anderen lesen?«, fragte ich perplex und Leilah warf mir einen wissenden Blick zu.

»Nein, natürlich nicht. Das heißt aber nicht, dass ich sie nicht in die Finger bekommen kann. Mach dir keine Sorgen, ich werde nichts sagen. Außerdem solltest du sowieso nicht mit Klassenkameraden über ihre Vergangenheit sprechen. Es ist besser, wenn du dich bedeckt hältst.«

Auch wenn sie eine Grenze überschritten hatte, war ich doch dankbar für ihren Rat. Natürlich wollte ich mich hier mit niemandem anlegen. *Nicht, wenn er oder sie Gott weiß was getan hat.*

»Worauf wartest du? Zieh dich an, ich zeige dir den Campus und alle wichtigen Klassenzimmer«, sagte sie und schob mich mitsamt meiner Uniform ins Bad. Zögernd folgte ich ihrem Befehl und verschwand hinter der quietschenden Tür.



Wir gingen durch einen kargen Garten, in dem die Blumen bereits ihren Winterschlaf hielten. Nur das Rascheln der Blätter unter unseren Schuhen durchbrach die Stille. Diese Landschaft hatte etwas Rohes, Unberührtes an sich, und doch lauerte in jeder Ecke, die man betrat, eine stille Warnung. Selbst die dünnen Bäume und die spärlichen hohen Hecken mahnten

leise dazu, sich zu benehmen, keinen Fehler zu machen.

Die Freizeituniform unterschied sich nicht wesentlich von der normalen. Beide bestanden aus einem für meinen Geschmack zu langen Rock, einer Strumpfhose, einer Bluse oder einem Pullover und einem Paar hässlicher, schwarzer Stiefel, die unterhalb des Knies endeten. Außerdem gaben sie uns einen Mantel, der eher einem Kartoffelsack glich.

Allerdings hatte ich es mir schlimmer vorgestellt. Im echten Gefängnis wäre mein Outfit noch viel unvoreilhaftiger gewesen.

»Wir haben einige Fächer zusammen, dafür habe ich gesorgt. Mach dir keine Gedanken, die meisten Leute hier sind in Ordnung. Trotzdem solltest du dich erst einmal an mich halten«, sagte Leilah und blickte in die Ferne, als ob sie etwas am Horizont erspähen würde.

Insgesamt war ich froh, gleich zu Beginn jemanden wie sie getroffen zu haben. Aber ich glaubte nicht, dass wir jemals Freundinnen werden würden. Allzu bald würden sich unsere Wege ohnehin trennen, und um mir den Abschiedsschmerz zu ersparen, wollte ich lieber keine tiefen Freundschaften schließen.

»Dürfen wir den Campus verlassen und in die Stadt gehen?«, fragte ich. Die nächste Stadt war zwar nicht gerade zu Fuß zu erreichen, aber sich frei bewegen zu dürfen, reichte mir.

Sie schüttelte den Kopf. »Alle zwei Wochen dürfen wir für ein paar Stunden rausgehen. Wenn du zu spät kommst, wirst du sofort rausgeschmissen.«

Ziemlich radikal, das musste ich ihnen lassen. Nicht, dass ich vorhatte, meine Nächte damit zu verbringen, meinen Kummer in Alkohol zu ertrinken. Diese Zeiten waren vorbei. Bei diesem Gedanken zuckten meine Finger unwillkürlich in der Manteltasche. Ich ignorierte es und ging weiter.

Die eisige Brise ließ mich frösteln. Oder war es das Gefühl, beobachtet zu werden? Wahrscheinlich war ich nur paranoid, aber ich hätte schwören können, zu spüren, dass mich jemand anstarrte, dass jemand jeden meiner Schritte analysierte.

»Lass uns gehen, es wird schon dunkel«, drängte meine Zimmergenossin und ich seufzte erleichtert auf. Diese eisige Bergluft war nichts für mich.

Wenige Minuten später traten wir in das beheizte Gebäude, wieder umgeben von der geheimnisvollen Schönheit dieser Akademie. »Morgen ist dein erster Tag. Wir haben bis zum Nachmittag Unterricht. Danach wirst du dich mit deinem Tutor treffen. Er wird dir einiges von dem Stoff beibringen, den du verpasst hast.« Richtig – der Tutor. Das hatte ich völlig vergessen.

»Wie ist er so?«, fragte ich, während ich mich an das hölzerne Geländer der Galerie lehnte und auf den Gemeinschaftsraum hinunterblickte.

Leilah schnaubte amüsiert. »Oh, das wirst du noch früh genug herausfinden.« Ich zog eine Augenbraue hoch, konnte mir keinen Reim auf ihre Reaktion machen.

Aber eines war sicher – sie hatte meine Neugierde geweckt.



## KAPITEL 2

Ich wurde aus meinem viel zu leichten Schlaf gerissen, als Leilah mich unsanft am Arm rüttelte.

»Steh sofort auf! Wir sind schon spät dran«, rief sie.

Wir waren bis weit nach Mitternacht aufgeblieben und ich konnte so früh am Morgen kaum einen klaren Gedanken fassen. Das Bett war zu hart und anscheinend funktionierte die Heizung nicht richtig, denn ich froh sogar in meinem dicken Pyjama und der Daunendecke.

»Es sind noch zwei Stunden bis der Unterricht beginnt«, erwiderte ich genervt und wollte mich gerade wieder hinlegen, als sie mir die Decke vom Körper zog.

»Jeden Morgen haben wir einen kurzen Gottesdienst. Danach treffen sich alle in der Cafeteria. Die, die verschlafen, bekommen Extraaufgaben. Ich habe keine Lust, meine freie Zeit mit dem Schrubben von Böden zu verbringen.«

Mit einem genervten Stöhnen riss ich mich zusammen und ging an ihr vorbei ins Bad. Gottesdienst? Religion hatte in meiner Erziehung nie eine große Rolle gespielt, und an ihrem gruseligen Akademie-Kult war ich auch nicht interessiert. Nichtsdestotrotz war ich in Rekordzeit fertig und trat ein wenig mürrisch zurück in unser Schlafzimmer.

»Dieser scheußliche Rock ist viel zu lang«, stellte ich fest, während ich Leilahs Exemplar betrachtete. Ihrer war kürzer und betonte ihre langen Beine.

Sie stemmte eine Hand in die Hüfte und sah mich von oben bis unten an. »Ich bringe das nach dem Unterricht in Ordnung. Kämm deine Haare, du siehst schrecklich aus.«

Ich drehte mich zum Spiegel und fuhr mit der Hand über mein Gesicht. Meine Zimmergenossin hatte nicht übertrieben. Ich war blass, hatte Augenringe, und meine einstigen dunkelbraunen Locken glichen eher einem Vogelnest.

Ich hatte keine Zeit, mich zurechtzumachen, also beschränkte ich mich auf das Nötigste und entwirrte mein Haar. Wenige Augenblicke später sprinteten wir mit unseren lederen Umhängetaschen in Richtung der Halle, in der der Gottesdienst gehalten wurde.

Ich hatte den langen Weg unterschätzt. Mein dunkelgrüner Pullover kratzte, und meine Stiefel drückten mir auf die Zehen. Trotz der sich anbahnenden Blasen versuchte ich mit aller Anstrengung, meinen distanzierten Blick beizubehalten. Der erste Eindruck sollte nicht der eines in die Enge getriebenen Welpens sein. Zum Glück beachtetten uns die wenigen

Mitschüler auf dem Gang nicht wirklich und das gab mir einen Funken Hoffnung. Vielleicht könnte ich für den Rest des Jahres ja unsichtbar bleiben.

Gerade als die Glocke klingelte, erreichten wir die große Halle. Der Boden war aus Marmor und von der Decke hingen riesige Kronleuchter. Lange Kirchenbänke waren vor dem Altar aufgereiht, der mit Ikonen und Kerzen bestückt war. Musiker spielten düstere Lieder, die ich noch nie gehört hatte und die mir die Nackenhaare zu Berge stehen ließen.

Eine seltsame Dunkelheit lauerte in jeder Ecke dieses Raumes und drohte, einen in den brutalen Abgrund seiner selbst zu führen. Irgendwie wirkte es beruhigend.

Wir nahmen abseits der Menge Platz und stellten unsere Taschen auf dem polierten Boden ab.

»Gerade noch rechtzeitig«, keuchte ich außer Atem. Leilah nickte.

In dem Moment, als ich etwas hinzufügen wollte, ertönte eine liebliche Stimme am Altar – eine junge Frau, dunkelblond und bildschön.

Sie trug ein enges, schwarzes Rollkragenkleid, das ihr bis zu den Knien reichte. Ihr dunkelblondes Haar war halb hochgesteckt, was ihrem Gesicht einen aristokratischen Touch verlieh und ich fragte mich unweigerlich, ob alle Lehrkräfte so gut aussahen wie Ms. Arden.

Innerlich seufzend erlaubte ich mir einen letzten Blick auf ihre Figur, bevor ich mich zurücklehnte und so tat, als würde ich dem Gebet folgen. Mehr als einmal musste ich mich zusammenreißen, um nicht einzunicken. Die Musik der Orgel und der Klang ihrer Stimme

trieben mich immer weiter in die süße Umarmung des Vergessens. *Es würde schon keiner bemerken, wenn ich meine Augen für eine Minute schließe*, dachte ich.

Ich schreckte auf, als Leilah mich mit dem Ellbogen anstieß. Aufgeregtes Geflüster brach aus, Studenten erhoben sich von ihren Bänken und eilten hinaus in Richtung Cafeteria.

Pünktlich dazu meldete sich mein Magen mit einem lauten Knurren.

»Gut, dass Ms. Arden nicht gesehen hat, wie du mir über die Schulter gesabbert hast. Komm, wir müssen uns beeilen, sonst ist das beste Essen schon weg«, sagte sie mürrisch und hob die schwere Umhängetasche vom Boden. Ich verdrehte die Augen über ihre übertriebene Bemerkung, stand aber schließlich auf und ging voran.



Wir waren gerade dabei, uns anzustellen, als zwei Jungs auf uns zukamen. Sie sahen nicht schlecht aus, vor allem der größere von ihnen, dessen Haar im Licht fast silbern wirkte.

Der andere war etwas muskulöser und hatte ein charmantes Lächeln. Seine dunkle Haut brachte seine honigfarbenen Augen zur Geltung, und ich konnte nicht anders, als ihm ein schiefes Lächeln zu schenken.

»Oh, Avery, das sind Caleb und Noah. Caleb ist der beste Freund meines Bruders und Noah geht in dieselbe Klasse wie wir.«

Caleb sah etwas älter aus als sein brünetter Freund,